

Berlin

Urbane Architektur und Alltag seit 2009



Edition **DETAIL**



Zentrifugal- stadt

Die Architektin Tanja Lincke hat sich gemeinsam mit ihrem Mann Anselm Reyle in Trepow an der Spree einen ganz eigenen Ort zum Leben und Arbeiten geschaffen: Auf dem ehemaligen Gelände der DDR-Wasserschutzpolizei haben sie die alten Bootshallen und Garagen in Ateliers und Werkstätten verwandelt, einen liebevollen Garten angelegt sowie ihr eigenes Wohnhaus und ein Depot hinzugefügt. Das Projekt verrät viel über Linckes grundsätzliches Verständnis von Berlin als komplex gewachsene Geschichtslandschaft. Im Gespräch erzählt sie, wie ihre eigenen Auffassungen von guter Architektur und Städtebau von dem abweichen, was in den letzten 30 Jahren in weiten Teilen Berlins gebaut wurde.

Für junge Künstler steht Berlin in dem Ruf, ein gutes Sprungbrett für die Karriere zu sein. Für junge Architekten gilt das eher nicht. Auch du bist 2007 nicht nach Berlin gezogen, um hier eine Karriere als Architektin zu starten, richtig?

Richtig. Ich war nach dem Studium in Aachen zuerst für die Bundesarchitektenkammer (BAK) in Brüssel tätig. Dann gab es das Angebot, bei der BAK in Berlin zu arbeiten, und ich habe mich beworben. Ich wollte vor allem nach Berlin und habe deswegen den Job genommen, nicht umgekehrt.

Warum Berlin?

Für mich war Berlin immer eine Stadt mit vielen Möglichkeiten, in der alles noch nicht so fest ist, wie ich es in Brüssel erfahren hatte. Ich empfand Berlin als sehr befreiend und luftig, eine Stadt mit vielen Freiheiten und Freiflächen. Das ist ja wahrscheinlich für viele der Grund, warum sie nach Berlin kommen.

Wie bist du dann trotzdem selbstständige Architektin in Berlin geworden?

Die Arbeit bei der BAK war gut, trotzdem hat mir etwas gefehlt. Ich wollte wieder anfassen können, was

ich mache. Dann habe ich Anselm [Reyle] kennengelernt, und er hatte gerade dieses große Gelände direkt an der Spree ersteigert. Er hat mich gefragt, ob ich den Umbau zu seinem Atelier übernehmen möchte. Das war schon ein bisschen verrückt. Ich hatte seit meinem Studienpraktikum nie in einem Büro gearbeitet, keine anderen Projekte entworfen. Und dann die Konfrontation mit diesem Gelände hier.

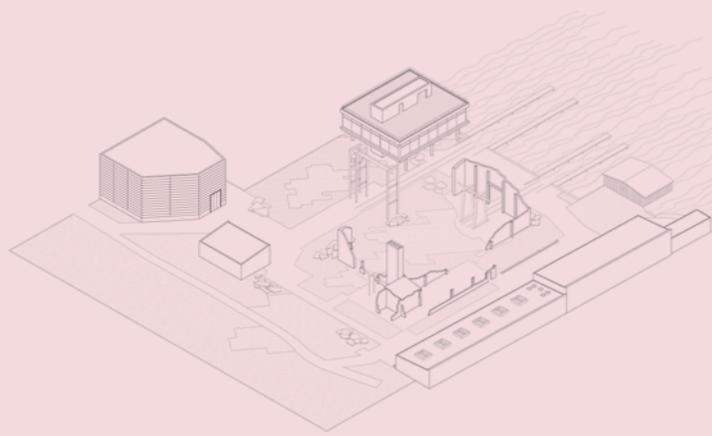
Wie war die Konfrontation, und wie hast du diesen sehr speziellen Umgang mit dem Gelände entwickelt?

Das Gelände hatte für mich zuerst etwas Düsteres und Beklemmendes. Hier hatte die Wasserschutzpolizei der DDR ihren Posten, also auch die DDR-Grenzschutztruppen, die die

Sektorengrenze nach West-Berlin überwachten. Anders als Anselm empfand ich das erst einmal nicht als schönen überwachsenen Ort. Anselm kommt ja aus Schwaben, für ihn war das einfach ein herrlich unordentliches Gelände voller Möglichkeiten. Ich stamme aber aus der DDR. Ich war zwar erst zwölf, als die Mauer fiel, aber ich erinnere mich an die DDR als etwas Bedrückendes. Mein Großvater und meine Eltern standen unter Beobachtung, meine Großeltern waren enteignet worden, und mein Onkel hatte die Republikflucht versucht. Man hatte ihn erwischt und in Rostock lange ins Gefängnis gesteckt.

Dazu kommt: Ich bin in Bad Liebenstein aufgewachsen, einem schönen kleinen Ort in Thüringen mit einer langen Tradition als Kurort. Wegen seiner Heilquellen ist Bad Liebenstein im 18. und 19. Jahrhundert zum mondänen Kurort ausgebaut worden: mit Theater, Kurpromenade, Wandelhalle, Brunnentempel. Zu DDR-Zeiten war diese Geschichte sehr präsent. Aber nach der Wende wurden rund um die Stadt drei neue Kurzentren gebaut: geschlossene Welten mit Hotel, Restaurant, Schwimmbädern, Friseur etc. Diese Neubauten haben das Leben aus dem Städtchen gesaugt. Die alten Kurhäuser standen leer und verfielen, inzwischen sind fast alle abgerissen. Das hat mich sehr geprägt und ist sicher der Grund, warum ich als Architektin im Umgang mit Altem respektvoll bin. Was einmal weg ist, bekommt

„Ich möchte die Vergangenheit nicht abreißen, sondern mit ihr etwas Neues schaffen.“



man nicht wieder zurück. Und wenn man versucht, solche Eingriffe rückgängig zu machen, indem man nur zurückblickt und rekonstruiert, dann wird alles noch schlimmer. Es kann nur falsch werden. Nur in der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit ist es möglich, im Jetzt voranzukommen.

Dann kann ich dieses Projekt hier als architektonisches Statement verstehen? Die umgebauten Bootshallen und Garagen, der Erhalt der Vergangenheit als Ruine und Garten, die zwei Neubauten als gezielte Ergänzungen am Rand. Ist das deine Art, mit der Vergangenheit umzugehen?

Es ist ein sehr persönliches Projekt. Dass es viel mit meiner Biografie zu tun hat, war mir anfangs nicht bewusst, wurde mir aber im Prozess immer klarer. Wir arbeiten seit 2009 an und seit 2011 auf diesem Gelände; seit 2017 wohnen wir auch hier. Dass es heute ein Ort ist, an dem ich nicht nur gerne arbeite, sondern auch wohne, das hat sich erst ganz langsam entwickelt. Die Fokussierung auf die baulichen Strukturen hat mir geholfen, dem Ort mit einer guten Distanz zu begegnen. Es ist wichtig, sich nicht in persönlichen Empfindungen zu verheddern, sonst gerät man in die Extreme von Verherrlichung oder Ablehnung der Vergangenheit. Für beides gibt es gerade in Berlin unzäh-



Seit 2009 haben Tanja Lincke und ihr Mann, der Künstler Anselm Reyle, ihre Ateliers auf einem ehemaligen Gelände der Wasserschutzpolizei direkt an der Spree. Die zentrale Bootshalle haben sie

in eine künstliche Ruine mit künstlerischem Garten verwandelt, um dadurch mehr Raum auf dem dicht bebauten, früher vollständig versiegelten Gelände zu schaffen.

lige architektonische Beispiele. Der Abriss des Palasts der Republik und der anschließende Wiederaufbau des Schlosses ist sicher der prominenteste Fall. Insofern kann man wohl sagen, dass dieses Projekt hier meine Auffassung von Architektur ganz gut zeigt: Ich möchte die Vergangenheit nicht abreißen und ihre Spuren nicht auslöschen, sondern mit ihr etwas Neues schaffen. Dazu braucht es manchmal radikale Veränderungen

und Ergänzungen. Mit Nostalgie oder allzu großer Vorsicht kann man nur zum falschen Ergebnis kommen. Wenn man etwas hinzufügt, muss es eine eigene Position haben. Erst wenn ich es schaffe, meine eigenen Befindlichkeiten außen vorzulassen und mich ernsthaft mit dem Ort, dem Raum und dem Jetzt auseinanderzusetzen, erhält das Neue eine Stärke und Kraft. Dann ist es beständig und hält viel aus, weil es uneitel ist.



Ist es auch das, was du in der Berliner Stadtpolitik der letzten 30 Jahre am meisten vermisst: die Komplexität im Umgang mit dem Bestehenden, auch im größeren Maßstab?

Unbedingt. Als ich vor 15 Jahren nach Berlin gekommen bin, hatte die Stadt immer noch etwas sehr Kaputttes. Gleichzeitig gab es diese sogenannte Stadtreparatur wie am Leipziger Platz. Dieser Ansatz sagt mir nichts. Wieso muss das alles

wieder in so einen angeblich heilen, früheren Zustand zurückversetzt werden? Zum Glück waren diese „reparierten“ Bereiche damals noch ein so kleiner Teil von Berlin, dass es gar nicht ins Gewicht fiel. Insgesamt fühlte sich die Stadt immer noch sehr offen und frei an. Aber inzwischen ist sie an einem Punkt angekommen, wo es kippt. Diese stereotypen Viertel wie die Europa-City am Hauptbahnhof, rund um den Ostbahnhof oder

am Park am Gleisdreieck breiten sich immer mehr aus. Sie gewinnen die Oberhand. Das hat etwas Trauriges.

Was ist schief gelaufen?

Ich bin keine Stadtplanerin. Aber ich denke, dass man diese großen Leerräume in Berlin nicht auf einen Schlag hätte beplanen sollen. Pläne in dieser Größenordnung sollten sich entwickeln und mit der Zeit verändern dürfen. Ich habe

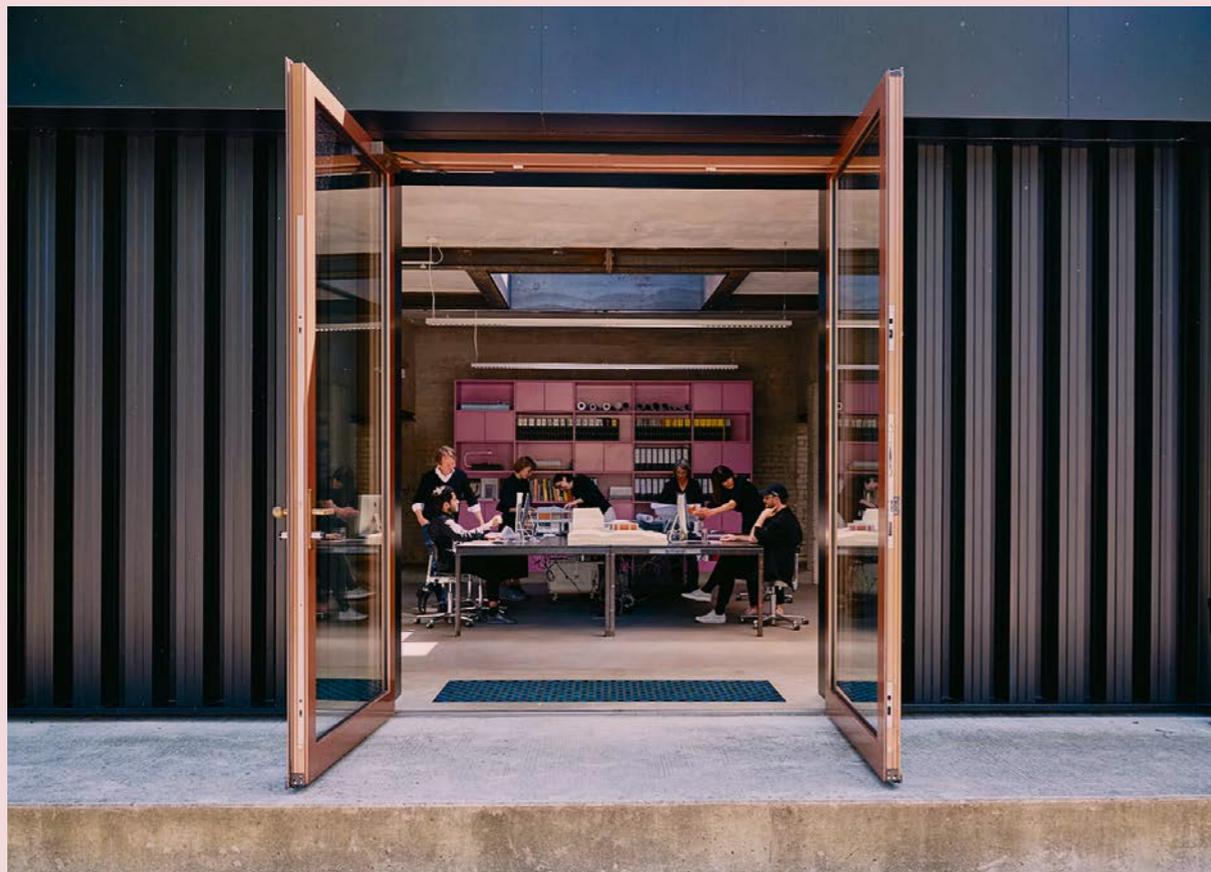
Was kann ich damit machen? Ich finde, dafür steht Berlin eigentlich.

Alle beklagen den Verlust der Brachen und Freiräume in Berlin. Was bleibt, wenn es nicht mehr eine günstige Stadt für junge, kreative Leute sein kann?

Das weiß ich nicht. Natürlich werden die Freiräume in der Innenstadt immer weniger. Aber es gibt sie noch, sie liegen nur versteckter oder weiter draußen. Als wir angefangen haben, hier zu arbeiten, da haben die Mitarbeiter immer ein bisschen gemosert, wie weit außerhalb das Gelände liegt. Heute sagt das keiner mehr. Jetzt passiert ganz viel in den alten Fabrikhallen in Oberschöneweide. Die Hochschule für Technik und Wirtschaft hat dort schon lange ihren Campus, das weiß nur keiner, weil es für alle immer zu weit weg war. Jetzt gibt es nebenan die Reinbeckhallen, einige namenhafte Künstler haben dort ihre Ateliers. Die Hallen sind ein wichtiger Ort für Berlins Kunst- und Kulturwelt geworden. Es findet insgesamt so etwas wie eine Zentrifugal-Bewegung statt, bei der die Kreise immer weiter werden – und gleichzeitig gibt es in der Innenstadt immer noch ein paar gewachsene Kunstinstitutionen der Nachwendzeit wie die Kunst-Werke. Das finde ich eigentlich keinen so schlechten Zustand.

„Diese stereotypen Viertel wie die ‚Europacity‘ breiten sich immer mehr aus. Sie gewinnen die Oberhand. Das hat etwas Trauriges.“

den Eindruck, die sind nur aus der Vogelperspektive geplant worden, nicht auf menschlicher Augenhöhe. Da geht es vor allem um große Formen und Kubaturen, und wenn einer mal etwas „gewagt hat“, dann ist es eine ganz besonders fesche Geometrie. Es geht zu selten darum, wie die Menschen sich in den Stadträumen oder Gebäuden ausbreiten, oder wie sie sich Orte und Räume aneignen können. Nutzungsstrukturen und Besitzverhältnisse sollten eine viel größere Rolle spielen, weniger die Form. Nicht: Wie soll es denn am Ende aussehen? Sondern:



Blick in das Büro von Tanja Lincke Architekten in den ehemaligen Motorenwerkstätten der Wasserschutzpolizei. Die Räume wurden weitgehend bewahrt, die neuen Oberlichter sorgen für mehr

Tageslicht. Die außen liegende Dämmung wurde hinter einer rauen Schale aus industriellen Profilblechen aufgebracht, wodurch der industrielle Charakter des Geländes erhalten bleibt.



18 Haus an der Spree
S. 202